

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

15. Kapitel.

Der irische Zaun fällt, es fallen auch Mauern. Noch schneit es, aber die fruchtbare Erde duftet schon nach dem Frühling.

Die Flocken stogen; es schneite nicht stark, es wirbelten nur vereinzelte, glitzernde Kristalle durch die helle Luft, und dabei strahlte der Himmel in frohem Blau und die Sonne leuchtete über der Landschaft.

„Der Zaun muß fallen,“ sagte Graf Artern; „dieser Zaun ist von einer Schenckigkeit ohnegleichen. Weshalb so rot wie ein karnibalischer Gedanke? Und weshalb diese Fragen über den Pfählen?“

„Es sind irische Gebilde,“ bemerkte der Burgmüller schmunzelnd; „Grete hat mit dem Architekten dickleibige Bücher durchblättert, ehe sie diese geschmackvolle Fürchterlichkeit fand. Es kann auch kitschig sein, Fürbringer weiß es genauer. Jedenfalls sind es naturgetreue Kopien irgendwelcher alter Ölbilder, es liegt also Historie darin.“

„Und eine ausgesprochene Berrücktheit,“ setzte Artern hinzu.

Grete lachte, und die Schneeflöckchen auf ihrer Pelzjacke stäubten umher.

„Mauert nicht,“ sagte sie, „daß mich die Häufung eurer Beleidigungen aus meiner vornehmen Gelassenheit bringen wird. Der Architekt hat in Berlin Paläste erbaut und ist ein feiner Kopf. Was ihr unschön findet, ist wahre Kunst. Doch davon versteht ihr nichts.“

„Der Zaun muß fallen,“ erklärte Artern noch einmal. Sie machten einen Spaziergang; Graf Gideon mit seiner Braut und dem im Glücke schwelgenden Schwiegervater. Sie sondierten das Terrain, denn allerlei Neues wurde geplant, und vor dem roten Zaun, der die Burgmühle umgab, machten sie halt.

„Er muß schon fallen,“ fuhr Artern fort, „um den Leuten gewissermaßen durch eine symbolische Handlung zu zeigen, daß wiederum alles anders wird. Schwiegervater, du bleibst naturgemäß der alte Burgmüller, aber ich werde der neue. Das Wasser soll wieder zu unsern Gunsten die Mäder treiben, und für uns sollen die Sägen arbeiten.“

„Bravo!“ rief Reschle; „es ist ein Unsinn, die Mühlen in fremden Händen zu lassen, wo sie die eigene Familie ernähren können.“

„Sehr richtig, Schwiegervater. Ebenso werden wir die Inspektorenwirtschaft auf das richtige Maß beschränken.“

„Ich war ja immer dafür, Gideon, aber Grete erklärte, ich hätte unbedingt gewisse Rücksichten zu nehmen.“

„Kennst du die Geschichte vom Krempeltier, Schwiegervater? Es ist ein sagenhaftes Vieh, das sich eigentümlich be-

nehmen soll. Es krempelt sich von Zeit zu Zeit vollständig um und wird dann ein ganz neues Wesen. So wird es mit Grete geschehen. Sie befindet sich bereits in der Krempelperiode.“

„Was du mir andichtest, Gideon,“ sagte Grete, „ist ungeheuerlich und sollte mich eigentlich tief schmerzen, denn es beweist mir, daß ich in dir einen abscheulichen Tyrannen heirate, der mit roher Gewalt in mein zartes Seelenleben eingreift. Aber ich bin zum Dulden geschaffen, und so lebe ich schweigend. Neugierig bin ich aber doch, wie sich der Herr Graf von Artern als Müllermeister ausnehmen wird. Wirst du die berühmte Mehlsacke tragen und die Lederschnür über den Beinen?“

„Es könnte mich reizen, Gretelein — warum nicht? Wär's schon, um zu sehen, ob mir die Grafenkrone auf dem Kopfe wackelt, wenn die Hände so plebejisch ihr Brot verdienen. Scherzhaftes Kind, was bin ich denn? Ich bin ein armer Teufel, heute noch. Ich habe um des schändlichen Verdienstes willen überall die Nase hineingesteckt, habe das Waffenhandwerk erlernt und hierauf höfische Grandezza, Pferdezucht und Landwirtschaft, den Bergbau und die Töpferei, habe mich mannigfach mit Rindvieh beschäftigt und mit künstlicher Düngung — alles nur um des lieben Lebens willen.“

„Aber doch auch der Arbeit zuliebe,“ sagte der Burgmüller.

„Gut — auch das. Verdienst setzt Arbeit voraus, sie kann aber auch Selbstzweck sein, dann ist die Freude um so größer. Jedenfalls bleibe ich der arme Teufel, auch wenn ich dich heirate, Gretelein, die das Schicksal langsam in Leppigkeit und Wohlleben hineinwachsen ließ. Ich werde also weiterhin an das Verdienen denken müssen. Sind Mehlsacke und Lederschnür dabei vonnöten, mich soll das nicht stören; ich werde sie tragen, wie ich Frack und Smoking trug, und wem das nicht paßt, der soll mir gewogen bleiben.“

„Das ist ein gutes Wort,“ warf der alte Reschle ein, und es lachte über sein Gesicht. „Gideon, ich freue mich, daß ich dich als Schwiegersohn bekomme, wenn du auch ein Graf bist und es mir Mühe kosten wird, mich an deinen Vornamen zu gewöhnen, der eigentlich mehr nach Palästina gehört, als in das Rulhetal. Ich freue mich schon deshalb, weil ich die Hoffnung habe, du wirst aus der Grete wieder allgemach ein brauchbares menschliches Geschöpf machen.“

„Vater,“ rief Grete, den Alten unterbrechend, „— ich habe Vater gesagt, nicht Papa, um wichtigere Dramatik in meine Worte zu legen: wenn auch du dich von mir wendest und künstlich diesem Grafen mehr anhängst als deinem leiblichen Blute, so stürze ich mich eines Tages in dies rauschende Wasser — und wenn ihr mich dann herausfischt und mir in das bleiche Antlitz schaut, so werdet ihr zugestehen müssen: sie war doch erheblich besser, als wir dachten und glaubten, sie war doch eine Reschle.“

Als Grete dies mit Gefühl und Lustigkeit sprach, waren die drei gerade bei der Schleuse angelangt. Sie hatten eine

Tür in dem roten Zaune geöffnet und waren an der Sägehalle vorüber den alten Wiesenweg hinaufgegangen. Hier am Wehr war Grete lang nicht gewesen. Die Wasser sprudelten wie immer und gebärdeten sich zwischen der Ummauerung wie ein reißender Wildbach; aber hinter der Schütze wurden sie zahmer, und da hingen auch am Ufer-rande blanke Eisstücke und tropften in der Sonne. Den fallenden Tropfen schaute Grete nach, und es kam ihr zu Sinn, wie sie einstmals zur Sommerzeit mit der lieben armen Annemarie an der Seilseife gesessen hatte, hinter den Brombeeren, Berberitzen und Pfaffenhütchen, und beide hatten ein törichtes Gespräch geführt, was sie von der Zukunft erhofften und sich wünschten. Grete hatte ein gutes Gedächtnis; sie erinnerte sich noch genau, wie sie ihrer Sehnsucht Worte verliehen hatte: ein wirklicher Graf möge kommen und um sie freien. Das war ihre Seligkeit gewesen in heimlicher Hoffnung — und der wirkliche Graf war auch wirklich gekommen, und nun war sie seine Braut und im Denz sollte Hochzeit sein. Und was das Merkwürdigste war: dieser Graf tat gar nicht so, als sei er von gräflichem Stamme, sondern freute sich auf die neue Arbeit, die seiner wartete, und wollte ein Müller werden und selber den Acker bestellen; er tat viel weniger hochgeboren als Grete selbst, und wenn sie ihn nicht so sehr geliebt hätte, würde sie das vielleicht als Entartung empfunden und als ein böses Fragezeichen für die Zukunft betrachtet haben.

So aber liebte sie ihn, und das war ein Glück, denn in der faulen Grete begann wieder Besseres zu erwachen und ihr hoher Mut wurde ganz klein. Wenn Artern sie am Kopfe nahm und küßte, wohin der Mund gerade traf, und ihr sagte: „Grete, den Oberinspektor jagen wir hinaus, der Oberinspektor bin ich selbst“ — da nickte sie erfreut und gab ihm seine Küsse zurück; und wenn Artern ihre Hand nahm und ihr erklärte: der Riesbacher Schlag sei nichts für die Weiden der Ruthe, er wolle es einmal mit einem Mischblut aus Holland und Wejermarsche versuchen — da war sie so eifrig bei der Sache, als sei der Glanz der Kinderzucht auf dem Burglehn von jeder der Traum ihres Daseins gewesen. Freilich, manchmal hatte sie auch ein klein wenig Furcht. Nun war sie heraus aus dem Bauernrod, und da kam der gräfliche Bräutigam und sagte ihr, der grundbesitzende Adel und das Bauerntum, das seien nahe Verwandte. Und auch im Vater wurde das alte Blut wieder rebellisch; er redete zuweilen die Arme, daß die Gelenke knackten; er freute sich auf den Frühling und die Aussaat, er hatte einen Dampfpflug bestellt und besprach mit Gideon voll lebhaftem Eifer die Neueinrichtung der Mühlen, die man dem Pächter wieder abnehmen wollte. Er war auch nicht mehr so fein wie in den letzten Jahren; im Hause freilich, da schaute Grete auf ihn und achtete auf sein Aeußeres; aber im Freien strich er zuweilen in einem uralten Mittel herum, und eines Tages holte er auch die Knieestiefeln hervor, die nicht gepußt, sondern nur geschmiert werden durften; er wollte einmal die Hüftgürtel auf dem Borwerk revidieren. Das waren bedenkliche Symptome. Grete merkte sie, aber sie sagte nichts. Sie hoffte auf ein ausgleichendes Juste milieu. Wenn Gideon über die Felder sprengte oder in den Wald ging, sah er auch nicht höfisch aus; alle Weiter nein — da trug er meist ein verworrenes Kostüm, ähnlich wie der selige Herzog von Gmskirch, und wer ihn nicht kannte und furchtsam war, mochte ihm gern aus dem Wege gehen. Aber im Salon war er immer der vornehme Mann. Das tröstete Grete einigermaßen. Mochte der Vater sich wieder kopfüber in die alten Passionen stürzen: in die Landwirtschaft und in den Mehl- und Sägestaub der Mülerei — im Salon sollte die Bügelfalte bleiben; das tröstete Grete.

Aber es kam doch auch neue Lust in sie. Nun war es abgemacht: Otto hatte sich damit einverstanden erklärt, daß ihm der Beitrag des Burglehns nach Landschaftstaxe im Erbe zur Anrechnung gebracht würde. Artern nahm für seine Frau den Besitz in Verwaltung. Man schaffte also künftighin auf Eigenem. Da wurde Grete hellhörig, wenn Gideon von Verbesserungen sprach, von neuen Drainagen, einer zweckmäßigeren Feldeinteilung und Fruchtfolge, von der Anlage einer Brennerei, von diesem und jenem. Sie marschierte sogar eines Tages mit ihm durch die Ställe; das ging nicht in schleppender Robe, sie mußte das Kleid kürzen und wurde rot, als Gideon sagte: „Da tut es der Bauernrod, herbe Wolle und fußfrei.“ Sie mußte mit den niedlichen Stiefeln in die Holzschuhe schlüpfen, die eine Magd vor sie hinstellte, und da es kalt war, hing Artern ihr den Loden-

koben, den er selber trug, um die Schultern. Aber es machte ihr doch Freude, als Gideon nun Arm in Arm mit ihr die Stallgänge hinabschritt, ihr allerhand Erklärungen gab, von neuer Aufzucht sprach und einem anderen Moskereisystem, von einem gewaltigen Umsturz in der Schweinemästung und der Abschaffung der Perlhühner zugunsten einer erweiterten Putenzucht. Er hatte auf Gotternegg viel gelernt; Kappstein und Riesenstahl waren seine Lehrmeister gewesen, er hatte redlich gearbeitet und gedachte seine Erfahrungen nun auf eigenem Besitz zu verwerten. Es ging Grete seltsam: sie begann Interesse für Dinge zu gewinnen, die ihr bisher höchst gleichgültig gewesen waren. Und es geschah auf kluge Weise, wie Artern dies Interesse zu wecken verstand. Er moßierte sich nicht mehr über sie und manche ihrer kleinlichen Regungen; er wurde kameradschaftlich und blieb bei aller Verliebtheit doch der verständige Berater.

Ganz glücklich war der alte Reichke. Was Otto wohl zu Gretes Verlobung sagen würde, das hatte ihm noch Sorge gemacht. Aber Otto hatte herzlich gratuliert und an den Vater ein paar vernünftige Zeilen geschrieben. „Wenn ich auch schimpfen wollte,“ so hieß es in dem Briefe, „was würde mir das und was würde es Euch nützen! Ich bin weder berufsmäßig, noch aus innerer Ueberzeugung Pessimist. Ich male mir also das Eheglück Gretes keineswegs grau in grau aus, obwohl das nachbarliche Vorbild, Du weißt, was ich meine, einigermaßen zu derlei Schattierungen berechtigen könnte. Ich habe mich Dir gegenüber einmal zu einem herben Wort über Artern verleiten lassen, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß die Zukunft mich Lügen strafen möge. Jedenfalls steht fest: Euer Gideon gehört nicht zu jenen jungen Grafen, von denen der alte Fritz sagte, daß sie in den Spinnstuben Fleiß lernen müßten. Euer Gideon besitzt wenigstens tätige Hände, und daß er Mühle und Burglehn wieder vereinigen will, „als wie in alter Zeit“, das freut mich besonders an ihm. Er mag auch der rechte Mann sein, der Grete gelegentlich derb den Kopf zu waschen versteht, und vielleicht mißt sich in beider Brut glücklich der derbe Bauernschlag unsrer Väter mit dem Blaublätigen, so daß auf dem Burglehn ein Geschäft heranzwächst, auf das die Reichkes ebenso stolz sein können wie das Grafenhaus. Es kommt mir noch schier unwirklich vor, dieser Geweg zwischen Burgmühle und Grafenhaus. Aber da die Wirklichkeit in diesem Falle nun doch einmal unbestreitbar ist, gehe ich schon mit Hegel, der da behauptet, alles Wirkliche sei auch vernünftig. Jedenfalls ist es das Einzige in dieser Welt des Wandels, das von Dauer ist; fela, Vater, ich drücke auch Dir glückwünschend die Hand und hoffe, daß die Dauer zugleich Entwicklung sein wird, mit Keimen, Trieben und Blüten. Dann soll es mir gleichgültig sein, ob auf unserer alten Scholle dereinst junge Arterns umherspringen; etwas vom „Mutterboden“ wird ihnen immer verbleiben. . . .“

Ja, Reichke war glücklich. Nicht der Graf machte ihn so froh, aber der Mann. Er hatte volle Schätzung für die Thätigkeit Arterns; er hatte es vor Augen gesehen, wie der „Reichtum und Höfling“ bei Tagesanbruch mit den Leuten auf dem Felde gewesen war und noch in sinkender Nacht im Stall bei einem kranken Pferde gefressen hatte. Er freute sich auch für sich selbst. Er ging einmal zur Dämmerstunde an das Grab seiner Frau, nahm die Mütze vom Kopf, lehnte sich gegen das Gitter, das den Grabstein umgab, und sprach mit der Toten. „Mutter, wenn du noch lebst, du würdest deinen Segen geben wie ich,“ sagte er, ohne daß es jemand anders hörte, als die schneebedeckte Trauerweide über ihm. „Wir haben das neue Haus gebaut, und das war gegen deinen Willen gewesen, ich weiß es, und ebenso Bob, die Rutschen, die Bügelfalten und Gretes Schleppland. Aber nun lehrt etwas von deinem Geiste zurück. Es ist nicht der Bauernstolz, wegen dem wir uns manchmal gestritten haben, wenn ich dir die Geschichte aus der Chronik erzählte, wie der Ahn den Gohened mit dem Mehlsack erschlug — aber es ist der Bauernsleiß, der an deinen Händen gefastet hat, Tilbe, und der auch ein Stück Geist ist, kraftvolle Reime in die Zukunft säend. Daß es ein Edelmannischer ist, der uns den Fleiß wiedergibt, und keiner von unsrem Stamme, danach frage ich nicht. Denn der Edelmann faßt zu wie einstmals du selber, und seine Hand ist fest wie deine es war, und ich kann dir sagen: dieser Gideon, heische er bloß so und das Gräfliche fehlte, würde auch dir ein willkommener Schwieger-sohn sein. Liebe Tilbe, wir wollen uns nicht wieder zanken: die Sache ist abgemacht, und bei der Frühlingsbestellung gehe ich wieder wie früher aufs Feld und kümmer mich um die

Mühle und den Holzhandel und bin wieder der alte Gottfried, der ich ehemals war, vielleicht mit dem einzigen Unterschied, daß die Politur etwas geböhrender ist. Und nun bitte ich dich herzlich, laß allen Widerspruch und gib auch du die Beirat in Gottes Namen zu. Ich lege heute nacht deine Photographie mit dem kleinen Testament unter mein Kopfkissen und hoffe, daß du mir im Traume erscheinen und freundlich zuniche wirst. Tußt du es nicht, dann nicht. In deinen ewigen Trost habe ich mich nachgerade gewöhnt; ich will meine Meinung aber auch einmal durchsetzen und lasse mir nicht immer dazwischenreden — das kannst du dir merken — Amen! . . .” Worauf Reschle wüthend die Mühe über den weißen Schädel stülpte und mit großen Schritten davonging. Er unterhielt sich viel mit seiner toten Frau und sagte ihr auch manche Wahrheit. Er war etwas wunderlich geworden seit ihrem Hingang, und wenn sie einmal in einer Traumnacht ausblieb, brummte er viel und war arger Laune. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Uhr.

Von Friedrich Ripp
(Nachdruck verboten.)

Von dem Inhalt der Löwischen Strophen soll in diesen Zeilen nicht die Rede sein, sondern von dem Geschick einer wirklichen, goldenen Uhr, das sich wahrheitsgetreu im großen, heiligen Russland zugetragen hat und von dem mir der sächsische Rittmeister Georg von Hanstein berichtet.

Herr von Hanstein stand zu Beginn des Krieges bei einem Ulanenregiment, das anfänglich zum westlichen Kriegsschauplatz ausrückte. Als dann der langwierige Schützenjagdenkrieg in Frankreich begann und man darum für die Kavallerie weniger Verwendung hatte, wurde Hansteins Regiment nach Russland verladen. Hier erzielte den Rittmeister ein böses Geschick.

Auf einem Patrouillenritt wurde er von den Kosaken, die sich seinem kleinen Trupp näherten, abge schnitten und umzingelt, so daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, sich durchzuhauen. Was hätte er auch mit seinen wenigen Ulanen gegen eine Uebermacht von zweihundert Kosaken vermocht!

Wohl oder übel mußte er darum die Waffen strecken und sich in Gefangenschaft begeben.

Rittmeister von Hanstein war aber ein schneidiger Kerl und voll frischen Magemutes und Tollkühnheit. Es gelang ihm, aus der Gefangenschaft zu entkommen und wieder mit den Deutschen zusammenzutreffen.

Dabei war ihm der Umstand zugute gekommen, daß er die russische Sprache beherrschte und über einiges Geld verfügte.

Er hat daher mit Mut und Klugheit alle Wirnisse und Fährlichkeiten, die sein gewagtes Unternehmen mit sich brachten, überwunden.

In Bivallidern, die ihm ein alter Händler gegen gute klingende Münze besorgt hatte, war er wieder wohlbehalten zurückgekehrt, um nun aus neue das Schwert gegen Deutschlands Feinde zu ziehen. — Lachend gedachte er oft der Gefangenschaft bei den edlen Russen.

„Eine wundervolle Begebenheit muß ich Ihnen doch einmal erzählen,“ sagte er eines Abends, als wir gemütlich bei einem Glase Bier zusammenkamen.

„Als mich die Kosaken damals eingekerkert hatten, brachten sie mich unter großem Freudengehul in das Hauptquartier eines alten Generals, der mich sogleich mit leuchtenden Augen musterte.

Das war für ihn eine Wonne, einen wirklichen, selbständigen Ulanenoffizier in Gefangenschaft zu haben.

Vor den Ulanen hatte er nämlich großen Respekt. —

Ich hatte eine schlechte Behandlung erwartet, aber es kam ausnahmsweise anders als ich dachte. Der General behandelte mich mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und lud mich sogar zur Abendtafel ein, an der alle, nicht durch den Dienst verhinderten Offiziere teilnahmen.

Natürlich war ich der Gegenstand der allgemeinen Beachtung, und da der General mich mit äußerster Zuberkommenheit und Güte überhäufte, wollte keiner seiner Offiziere ihm nachsehen und ich bekam daher die größten Schmeicheleien und Artigkeiten zu hören. Nach Tisch konnte ich mich frei und ungeniert, wie die anderen, bewegen und ich rauchte daher in Seelenruhe meine kleine Zigarette, die ich stets bei mir führte, mich dabei in russischer Sprache mit dem entzückenden General unterhaltend. —

„Nein, diese Russen!“ dachte ich. „Wer hätte es geglaubt? Bekennen mit Ihren Gefangenen, wie mit Ibrengleichen!“ — Das hatte ich mir doch anders vorgestellt!

Wie ich so im stillen Belagen an meiner Zigarette sog, sagte ich mechanisch nach der Uhr, um zu sehen, wie spät es sei.

Wer beschreibt meinen Schrecken, der mich da plötzlich durchfuhr?

Die Uhr war verschwunden! — Ich mußte wohl kein allzusehr reiches Gesicht bei der Entdeckung dieses Umstandes gemacht haben, denn der General sah mich auf

einmal fragend an: „Fehlt Ihnen etwas, Herr Kamerad? — Sie sehen ja plötzlich ganz blaß aus!“ —

„Es ist nichts, Excellenz,“ erwiderte ich, indem ich nach Fassjung rang.

Ich konnte mir die Geschichte unmöglich erklären, daß hier, im Kreise der liebenswürdigen russischen Offiziere, meine Uhr, die doch durch eine stabile goldene Kette befestigt, vermisst worden war, aber ich vermochte mich genau zu entsinnen, daß ich sie vor einer halben Stunde noch gehabt hatte. Ein Irrtum war also gänzlich ausgeschlossen.

Der General, der an meinem Verhalten, das reservierter geworden war, wohl merken mußte, daß etwas Besonderes mit mir los sei, rückte mir daher mit eindringlichen Fragen sehr näher auf den Leib, so daß ich endlich mit der Tatsache herausplante.

„Derr General, soeben ist mir meine goldene Uhr abhanden gekommen,“ sagte ich darum, ein wenig erregt.

„So, so! Um, Um!“ machte dieser. „Und Sie hatten sie vorher noch?“

„Jawohl, Uhr und Kette! Beide Gegenstände sind verschwunden.“

„Ja, ja! Glaub's schon! — Versteh's!“ lächelte jetzt der Russe. Sie sahen doch während des Soupers neben Oberst Ordynow. Daher kann ich mir alles erklären! Ist ein schlauer Fuchs! Gerieben und klug! Kein Offizier tut es ihm gleich. — Tüchtiger Soldat und ausgezeichnete Strategie! Berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.“

Ich konnte mir nicht erklären, was diese Lobshymne auf den Oberst mit meiner Uhr zu tun hatte, kam aber bald dahinter, denn der General fuhr fort: „Natürlich hat Ordynow Ihre Uhr! Ich kenne ihn! Aber, seien Sie beruhigt, in zehn Minuten haben Sie sie wieder.“

Alles war mir nun mehr zuwider, als jetzt die gute Stimmung unter den Offizieren zu verderben und daher hat ich: „Aber, Excellenz, es ist ja weiter nicht schlimm. Mir ist die Sache fürchtbar peinlich und ich möchte kein Aufsehen erregen. Vermeiden Sie daher einen Affront!“

„Seien Sie nur nicht aufgeregt, mein lieber Rittmeister! Ich werde schon alles zu Ihrer größten Zufriedenheit regeln.“

Dabei klopfte er mir liebenswürdig auf die Schulter und mißte sich dann unanfällig unter die Herumstehenden und sitzenden Offiziere. —

Ich verlor ihn aus dem Auge. —

Nach kurzer Zeit aber schon kam er freudestrahlend zurück und überreichte mir die Uhr nebst Kette.

Ich war frappiert und stammelte: „Wahrhaftig, das ist sie! Derelichen Taal, Excellenz! Aber, wie haben Sie sie so rasch bekommen? Was hat der Oberst gesagt?“

Da sah mich der Alte belustigt an, neigte sich ganz nahe zu mir und indem er das eine Auge zuckte, sagte er in selbstbewusstem Ton: „Ganz ohne Sorge, mein beiter Rittmeister! Oberst Ordynow ist nicht im geringsten kompromittiert! — Da, ja, ha! — Wird der nachher Augen machen! — Er hat nämlich nichts gemerkt.“

Feldherrnhandschriften.

In einem soeben erschienenen Bändlein (Sammlung Aus Natur und Geisteswelt, Band 514, B. G. Teubner, Leipzig), „Die Handschriftenbeurteilung von Dr. G. Sauerbühn, Professor der vergleichenden Pathologie an der Universität Kiel, wird darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, vor der Verurteilung in der Handchrift satzung treuenden Aussagen gebührende Beachtung zu schenken. Von besonderem Interesse wird heute sein, wie die Aufstellung des Verfassers sich an Feldherrnhandschriften bewährt: In der Handchrift eines Offiziers, der die wichtigsten Eigenschaften für seinen Beruf besitzt, wird man vor allem die Merkmale der Festigkeit, Entschlossenheit, Klarheit, Spannkraft, Einfachheit und Zurückhaltung neben mehr oder weniger vorhandenem verbindlichen Wesen feststellen. Wo diese Eigenschaften bei einem jungen Manne, der sich dieser Laufbahn widmen will, in der Handchrift erkennbar sind, wird man auch ein entsprechendes Urtheil über seine Befähigung abgeben können. Musterbeispiele für das Vorhandensein dieser Eigenschaften bieten die Handschriften hervorragender Feldherren aus dem Weltkriege. Man betrachte nur einmal auf diese Eigenschaften hin die Handschriften von Hindenburg, Ludendorff, Alud, Pälow, Mackensen, Emmich, Linlingen, Eickhorn. Auch die Handchrift des Reichskanzlers v. Bethmann-Sollweg ist in dieser Beziehung charakteristisch. Die feste, klare, schmelzlose Schrift ist allen gemeinsam. Man vergleiche mit diesen Handschriften die seine, deutsch-schwache des Generals Fokke und man wird unshwe den Unterschied erkennen können. Recht häufig kann man beim Studium der Handschriften von Abiturienten, die später tüchtige Offiziere geworden sind, die Merkmale obiger Charaktereigenschaften in der Handchrift leicht feststellen.

Man sieht also, daß die Beziehungen zwischen Handchrift und Charakter nicht bloß ein Produkt der Einbildungskraft sind, sondern auf sicherem erfahrungswissenschaftlichen Grunde ruhen. Schon im Altertum hat man diese Behauptung aufgestellt und zu begründen gesucht; bedeutende Männer der letzten Jahrhunderte wie Goethe, Leibniz, Lavater, Alexander von Humboldt, Alexander Du-

mas u. a. haben sich eingehend damit beschäftigt, und doch gibt es auch heute noch viele, die an eine ernste Wissenschaft in der Hand-schriftenbearbeitung nicht glauben wollen. Die Schrift Schneide-mühls möge sie bekehren.

Vermischtes.

* Die päpstliche Flagge auf dem Atlantischen Ozean. Die römische Blätter berichten, wird der Dampfer, der den neuen päpstlichen Nimbus von Italien nach Südamerika bringen soll, zum Schutz gegen Kriegsgefahren auf seinem Mast die päpstliche Flagge tragen. Es wird dies seit dem Jahre 1870 das erste Mal sein, daß wieder die Flagge des Papstes weht, die seit Oktober 1870, als der Kirchenstaat in dem Königreich Italien aufging und die weltliche Herrschaft des Papstes ihr Ende nahm, nicht mehr gesetzlich als Flagge einer offiziellen Macht anerkannt wurde. Das Erscheinen einer päpstlichen Flagge hatte vor 6 Jahren in Frankreich einen Rechtsstreit zur Folge. Bei einer Feier zur Erinnerung an die Jungfrau von Orleans wurde von einem Bürger das gelb-weiße Banner des Papstes entrollt, was das Ein-schreiten der Polizei zur Folge hatte. Das Orléansgericht wies zwar den Fall zurück, aber der Pariser Kassationshof erklärte, daß die päpstliche Flagge gesetzlich nicht anerkannt sei und darum nicht auf frem- si dem Boden entfaltet werden dürfte.

Jahreszeit und Kanonendonner. Die Hörbar-keit des Kanonendonners auf erstaunlich weite Strecken hin ist erst in diesen Tagen wieder im Anschluß an die Seeschlacht vor dem Stageraal besprochen worden. Es haben sich bei der Erforschung dieses Problems sehr interessante Tatsachen ergeben, wie z. B. die Feststellung der „Zone des Schweigens“, die von 100-160 km reicht. Eine wichtige neue Beobachtung über die Hörbarkeit des Kanonendonners teilt Dr. B. Ludwig in der Umschau mit, indem er nämlich durch eine Umfrage feststellte, daß die Hörbarkeit auch von der Jahreszeit beeinflusst wird. Hinter der „Zone des Schweigens“, in der man den Kanonendonner überhaupt nicht hört, liegt eine „anomale Hörbarkeitszone“, die die Entfernung von 160-230 km umfaßt und in der der Schall wieder deutlich und laut zu vernehmen ist. In dieser anomalen Zone ist der Kanonen-donner aber nur im Winter, nicht im Sommer zu hören. Eine Mitteilung aus Bräun in der Gifel, das von der Westfront etwa 170 km entfernt liegt, schildert diese Tatsache sehr anschau-lich: „Der Geschützdonner war zuerst nur von Mitte August bis etwa Mitte März zu hören. Den genauen Zeitpunkt kann ich nicht angeben, weil wir erst allmählich darauf aufmerksam wurden, daß wir keinen Kanonendonner mehr hörten. Umfänglich glaubten wir, es sei eben ruhig an der Front. Bestimmt weiß ich aber, daß um Ostern herum nichts zu hören war. . . Den ganzen Sommer über hörten wir nichts bis Mitte September. Da fing es wieder langsam an, und bei der großen Champagneoffensive war es so heftig, daß unsere Zimmerfenster klirrten. Man konnte glauben, die Kanonade sei nur etwa 10 km weit weg, und tatsächlich sind aus dem Nachbarorte drei gefangene Russen ausgebrochen, die dort arbeiteten, weil sie glaubten, die Franzosen ständen unweit und sie könnten rasch zu ihnen hinlaufen. Diese Beobachtung wird durch zahlreiche andere bestätigt. Von 50 Zuschriften stimmten 27 darin überein, daß im Sommer in großen Entfernungen vom Kanonendonner nichts zu hören war. Auch die Monate, in denen der Wechsel in der Hörbarkeit eintritt, sind vielfach angegeben, und danach läßt sich als allgemeiner gültig feststellen, daß die Aenderung in der Hörbarkeit im Anfang des Mai und am Ende des Sep-tember eintritt, wobei ein allmählicher Uebergang vorhanden ist.“

* Die musikalische Lebensrettung eines Kalbes. Einen höchst originellen Beitrag zu der Theorie der magischen Wirkung der Musik auf Tiere liefert das folgende, in englischen Blättern veröffentlichte Geschichtchen: Ein Kalb war mutwillig in einen Teich gesprungen, und trotzdem es nur mit dem Kopfe aus dem Wasser herausragte, ließ es sich weder durch Zuruf, noch durch Schläge bewegen, wieder an Land zu kommen. Die Auf-regung des Besitzers, der fürchtete, daß das Kalb ertrinken würde, lockte zahlreiche Leute herbei, und unter ihnen erschien schließlich auch der englische Violinvirtuose John Dunn. Da alle Versuche fruchtlos blieben, kam der Musiker auf den Gedanken, den Einfluß der Musik auf die Tiere in diesem Falle praktisch zu erproben. Er lief fort, um gleich darauf mit seiner Geige wiederzukehren, stellte sich dicht an den Rand des Teiches und begann ein gefühlvolles Lied zu spielen. Beim Klang der Töne wurde das störrische Kalb sichtlich zahm, es wandte den Kopf dem Geiger zu, machte dann kehrt und suchte sich der Musik zu nähern, bis es auf diese Weise glücklich wieder an Land gelauffert war. So mag der Vorwurf des geringen Musikverständnisses, der so oft gegen die Engländer ge-richtet wurde, wenigstens den englischen Kalbern gegenüber zurück-genommen werden.

Büchertisch.

- Politik. Von Professor Dr. Fritz Stier-Somlo. Dritte verbesserte und ergänzte Auflage. 175 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 4.) In Leinenband M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

- Die Einheitschule und „Freie Bahn dem Talent!“ Vortrag von Geheimem Oberschulrat Rudolf Bloch. 78 Seiten. Geheftet M. 1.20. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Der Verfasser tritt rücksichtslos dafür ein, daß es gilt, die Tüchtigsten des Volkes zu fördern und an den richtigen Platz zu setzen, und daß diese Forderung unabhängig von der Kunst der Verhältnisse zu erfolgen hat. Einheitschule wohl, aber nicht in dem Sinne, allen das Gleiche, sondern jedem nach seinen Fähig-keiten das Seine.

- Vom Stürmen, Sterben, Auferstehn. Kriegs-gedichte von Rudolf Herzog. 145 Seiten mit Buchschmuck von Professor Behve. Gebunden M. 2.-. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. In der neuen Sammlung spiegelt sich das Erleben des Kriegsvorganges ab. Todesmutiges, freudiges Durchhalten und guter, unbeirrbarer Siegeswille ist aus dem begehrteten Auf-schwung erwachsen, die tiefe Bewußtheit all der schweren Opfer, aber auch zugleich die lichte Verklärung, von der sie umflossen sind, die unbeirrbare Gewißheit, daß sie zum großen Ziel führen. „Das Erbe halten!“ „Das Reich gestalten!“ „Für uns!“ „Für uns!“ Das sind die inneren Leitöne.

- Teubners Kriegstaschenbuch. Ein Handlexikon über den Weltkrieg. Herausgegeben von Ulrich Steinhardt. Mit 5 Karten (IV u. 346 S.) Geh. M. 3.-, gebd. M. 3.50. Verlag von V. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1918. - Je länger der Krieg dauert, je mehr er nahezu alle Gebiete des Lebens in seinen Bereich zieht, je größer die Fülle der Kriegsergebnisse und je verwirrender die Zahl der Kriegsmaßnahmen wird, um so mehr sieht sich jeder, der irgendwie von den Kriegsmaßnahmen betroffen ist, einer Fülle von Fragen gegenübergestellt, empfindet er das Be-dürfnis nach einem Hilfsmittel, das ihm auf alle diese Fragen rasche, knappe und zuverlässige Auskunft bietet. Das soll Teubners Kriegstaschenbuch, herausgegeben von U. Steinhardt (geb. M. 3.-, gebd. M. 3.50) sein, das in alphabetischer Anordnung in mehr als 5000 Stichworten alle politischen und militärischen Ereignisse des Krieges, alle zu ihrem Verständnis notwendigen Fachausdrücke, alle Persönlichkeiten, die in ihm hervorgetreten sind, alle irgendwie mit dem Kriege in Zusammenhang stehenden wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse und Maßnahmen, im Deutschen Reich wie bei unseren Bundesgenossen, insbesondere in Oesterreich-Ungarn und bei den Gegnern behandelt. Beigefügt sind 5 Karten, die in Verbindung mit den Angaben im Wörterbuch die Auffindung jedes Ortes auf größeren Spezialkarten ermöglichen.

- Der Krieg als Problem der Mechanik. Wie ein außerordentlich genau berechnetes und durchgeführtes Spiel mechanischer Kräfte die Zertrümmerung der russischen Front im vergangenen Jahre vollzogen hat, dies führt uns die bekannte Zeitschrift „Der Völkerrkrieg“ (herausgegeben von Dr. E. P. Haer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) in den Heften 81 und 82 vor. Wir sehen, wie die verschiedenen Armeen, eine jede zur bestimmten Zeit und in bestimmter Richtung, ihre Kette vortreiben oder ihre Hebel ansetzen, und wie die feindliche Front unrettbar in Stücke zerbricht. In dieser Darstellung, veranschau-licht durch einige feine Skizzen, erscheint die Strategie in der Tat in der Uebersichtlichkeit und Exaktheit eines mathematischen Pro-blems. Wenn auf diese Weise durch Ausnützung der Gesetze der Mechanik Kräfte geparkt und zur höchsten Wirkung gebracht werden, so erkennen wir aus den Einzelschilderungen und den Bildern gerade derselben Zeitschrift, daß den persönlichen Eigen-schaften des Kämpfers noch Raum genug zur Entfaltung bleibt, ja ihnen durch jene Gesetze erst die einfachste Linie gegeben wird, so daß wir in den Befehlen der Strategie, ästhetisch gesprochen, die wahren Stilgesetze der Kriegskunst erkennen.

- Das Pausshuhn. Eine Anleitung für Anfänger, mit Nutzen Döhner zu halten, unter besonderer Berücksichtigung städti-scher Verhältnisse. Mit vielen Zeichnungen und photographischen Aufnahmen. Von G. Wichmann. Otto Weber Verlag, Peil-bromm a. N. Preis 1.20 Mark.

Diamanträtsel.
 In die Felber nebenstehender Figur sind die Buchstaben a b c o o f r h i i l l m a n n o o r r r s u derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:
 1. Einen Buchstaben.
 2. Stadt in Italien.
 3. Raubvögel.
 4. Einen Maler.
 5. Germanische Gottheit.
 6. Einen Titel.
 7. Einen Buchstaben.

Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Versteckrätsels in voriger Nummer: Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie.